

METROPOLIT DAMASKINOS PAPANDREOU · CHAMBÉSY

DIE BEZIEHUNGEN
ZWISCHEN DER RÖMISCH-KATHOLISCHEN
UND DER ORTHODOXEN KIRCHE

Hoffnungsvolle Gedanken des Papstes

Die Vorsehung Gottes hat es so bestimmt, dass, als ich in den Jahren nach 1959 als Stipendiat des Ökumenischen Patriarchats meine Studien in Deutschland fortsetzen konnte, dort den jungen Professor Joseph Ratzinger als Lehrer und Freund gewinnen konnte. Unsere Beziehung war eine wachsende, tiefe Gemeinschaft.

Wir haben gegenseitig entdeckt, was es heißt, der römisch-katholischen Kirche und der orthodoxen Kirche anzugehören, zwei Kirchen, die sich als Schwesterkirchen wieder entdeckt haben. So haben wir uns von innen her vorbereitet auf das große Ereignis des Jahres 1965: die Austilgung der Bannflüche aus dem Gedächtnis unserer Kirchen. In dieser Weise ist in uns die Leidenschaft für die Wiederherstellung der vollkommenen Einheit zwischen unseren Kirchen erwacht. Wir erlebten die Tatsache, dass wir denselben apostolischen Glauben teilen, und wir verfolgten die neue Epoche unserer Beziehungen vom *Dialog der Liebe* bis zum offiziellen *theologischen Dialog*. Wir haben ebenfalls empfunden, dass die gegenseitige Aufhebung der Bannsprüche in der Tat eine neue Situation geschaffen hat, die vom theologischen Standpunkt aus gewürdigt werden musste.

Diese Situation hat eine psychologische wie auch eine ekklesiologische Tragweite, die weit über das Geschehen hinaus reicht, dessen Gedächtnis man getilgt hat. Mit der Zeit erwies es sich, dass sein Widerhall im Volke tiefer und breiter gewesen ist, als man voraussah. Im weiteren bewirkt diese Aufhebung der Anatheme – und muss sie auch – eine Reinigung des Gedächtnisses bewirken, welche Verzeihung ist. Sie hat das *Symbol der Trennung* durch das *Symbol der Liebe* ersetzt. Sie setzt eine neue kirchliche Situation voraus, welche immer mehr Rückwirkungen auf allen Ebenen jeder unserer Ortskirchen haben muss. Diese Rezeption gehört zu einem Prozess der Annäherung und des Verständnisses, denn wenn es wahr ist, dass es ein unverbrüchliches Band zwischen der Theologie und der Liebe gibt, so wird uns die Tatsache, dass wir gemeinsam das christliche Mysterium leben, das

uns vereint, notwendigerweise weiterführen. Das Reich Gottes erleidet Gewalt.

Ich erinnere mich im weiteren an die Überlegungen, die Professor Joseph Ratzinger anlässlich des ersten ekklesiologischen Treffens in Wien im Jahr 1974 zum Ausdruck gebracht hat: «Fragen wir zum Schluss noch einmal: Was bleibt und was folgt aus dem Ganzen? Der Kernvorgang ist dieser: Das Verhältnis der «erkalteten Liebe», der «Gegensätze, des Misstrauens und der Antagonismen» ist ersetzt durch die Beziehung der Liebe, der Brüderlichkeit, deren Symbol der Bruderkuss ist. Das *Symbol der Spaltung* ist durch das *Symbol der Liebe* ersetzt. Die Kommuniongemeinschaft ist freilich nicht hergestellt. Aber nachdem der *Dialog der Liebe* ein erstes Ziel erreicht hat, ist der *theologische Dialog* verlangt, und zwar nicht als ein beruhigtes akademisches Geplänkel, das an kein Ziel zu kommen braucht und sich im Grunde selbst genügt, sondern unter dem Zeichen der «ungeduldigen Erwartung», die weiß, dass «die Stunde gekommen ist»; Agape und Bruderkuss sind an sich Terminus und Ritus der eucharistischen Einheit. Wo Agape als ekklesiale Realität ist, muss sie zu eucharistischer Agape werden. Darauf hat alles Bemühen abzielen. Damit das Ziel erreicht werde, ist als unmittelbare Konsequenz des Ganzen zu verlangen, dass unablässig an der «Gesundung des Gedächtnisses» gearbeitet werde. Dem Rechtsfaktum des Vergessens muss das reale geschichtliche Faktum eines neuen Gedächtnisses folgen. Das ist der unausweichliche, zugleich rechtliche und theologische Anspruch, der in dem Geschehen des 7. Dezember 1965 beschlossen liegt.»¹

Gemeinsam haben wir gelernt, *wie man Theologie betreiben soll* unter Berücksichtigung der Partikulartraditionen des Westens. Wir haben empfunden, dass die geoffenbarte Wahrheit im Osten und im Westen verschieden empfangen, gelebt und verstanden wurde und dass die Verschiedenheit der Theologien als vereinbar innerhalb eines selben Glaubens aufgefasst werden kann, um so mehr, als ein wacher Sinn für die Transzendenz des Mysteriums und den vorwiegend apophatischen Charakter, den sein menschlicher Ausdruck anzunehmen hat, einem legitimen Pluralismus der Theologien im Schoße desselben traditionellen Glaubens freies Feld lassen kann und dass man nicht a priori dazu geneigt sein darf, den Glauben und seinen Ausdruck mit besonderen Theologien zu identifizieren.

Und wir sind zur gemeinsamen Feststellung gelangt, dass der Osten und der Westen sich nur dann begegnen und wiederfinden können, wenn sie sich ihrer ursprünglichen Verwandtschaft und der gemeinsamen Vergangenheit erinnern. Als erstes müssen sie sich bewusst werden, dass der Osten und der Westen trotz all ihrer Besonderheiten organisch zur einen Christenheit gehören. Hier sind wir zur gemeinsamen Feststellung gelangt, dass unsere Unterschiede im Sinne von verschiedenartigen legitimen Entfaltungen ein und desselben apostolischen Glaubens im Osten und im Westen aufzufassen

sind und nicht als Trennungen in der Tradition des Glaubens selbst. Wir haben auch die Frage anders gestellt, nicht nur «Dürfen wir miteinander kommunizieren?», sondern auch «Dürfen wir einander die Kommunion verweigern?»

Ferner haben wir empfunden, dass das *Haupthindernis* für die Wiederherstellung der vollkommenen Gemeinschaft *der Jurisdiktionsprimat des Papstes* ist. Das Schwierigste scheint tatsächlich die Frage der Ordnung der Kirche zu sein: einerseits für Rom, weil es den Primat der «Sedes Romana» als konstitutiv für die Einheit der Kirche ansieht, andererseits für den Osten, weil er eben diesen Anspruch als eine Änderung der episkopalen Struktur der Kirche betrachtet.

Wir haben uns die Frage gestellt, wie wir hier vorwärts kommen, und wir haben uns erlaubt, einige Perspektiven zu formulieren, zum Beispiel: Wenn Rom die Kommunion mit dem Osten ohne Vorbedingungen aufnimmt – natürlich nach panorthodoxem Einvernehmen, – so ist dies eine ausdrückliche Anerkennung der Legitimität der episkopalen Struktur des Ostens. Es schließt die Anerkennung ein, dass der Osten nicht auf die entfaltete Primatsstruktur des Westens verpflichtet werden muss.

Umgekehrt würde freilich der Osten damit anerkennen, dass der Westen trotz der Primatslehre prinzipiell die episkopale Struktur der Alten Kirche nicht verlassen hat, auch wenn sie einen zusätzlichen Faktor aufgenommen hat, dessen Notwendigkeit von der östlichen Kirche her nicht zu erkennen ist. Die Anerkennung des Fortbestehens der altkirchlichen apostolischen Struktur auch im Westen könnte erleichtert sein, zum einen durch die Bemühungen des Zweiten Vatikanischen Konzils um die deutliche Wiederherstellung der episkopalen Ordnung, zum anderen durch die Tatsache, dass der Papst, wenn er mit dem Osten kommuniziert, selbst den primatialen Anspruch von 1870 (*jurisdictio in omnes ecclesias*) faktisch dem Osten gegenüber nicht mehr erhebt.

So haben wir niemals die Hoffnung aufgegeben, dass auch die Polarisierungen im Blick auf den Jurisdiktionsprimat überwunden werden können, damit die so sehr ersehnte Wiederherstellung der vollkommenen Gemeinschaft bald Wirklichkeit werden kann. Joseph Kardinal Ratzinger hatte in seiner Eigenschaft als Präfekt der Glaubenskongregation, die die Mission hat, «die Hüterin der Orthodoxie» und «die Verteidigerin des Glaubens» zu sein, die Aufgabe, dazu seinen Beitrag zu leisten. Im Jahr 2000 habe ich ihn daran erinnert, er möge weiterhin von seinen Überlegungen und Perspektiven geprägt sein, die er im Jahr 1976 geschrieben hat, indem er den Hinweis auf Ignatius von Antiochien bewertete, den Patriarch Athenagoras I. bei der Begrüßung von Papst Paul VI. im Phanar zitierte: «Wider alle Erwartung ist unter uns *der Bischof von Rom, der Erste an Ehre* (ist) unter uns, der, *der den Vorsitz hat in der Liebe*».»² Es ist klar, dass der Patriarch damit

nicht den ostkirchlichen Boden verlässt und sich nicht zu einem westlichen Jurisdiktionsprimat bekennt. Aber er stellt deutlich heraus, was der Osten über die Reihenfolge der an Rang und Recht gleichen Bischöfe der Kirche zu sagen hat, und es wäre sicherlich der Mühe wert zu überlegen, ob dieses alte Bekenntnis, das von «Jurisdiktionsprimat» nichts weiß, aber eine Erststellung an «Ehre» und «Liebe» bekennt, nicht als eine dem Kern der Sache genügende Sicht der Stellung Roms in der Kirche gewertet werden könnte ... Der «heilige Mut» verlangt mit Klugheit «Kühnheit».³

Als Schlussgedanke möge Papst Benedikt XVI. selbst zu Worte kommen, so wie er mir in seinem Brief vom 27. März 2006 im Anschluss an unsere private Begegnung vom 5. Dezember 2005 im Vatikan geschrieben hat: «Ich sehe in dieser Begegnung ein großes Geschenk, das mir die Vorsehung gemacht hat, denn erst durch diese persönliche Begegnung ist mir die orthodoxe Kirche innerlich nahe geworden. Von da an kenne ich sie nicht mehr bloß aus Büchern, sondern vor allem aus der lebendigen Erfahrung brüderlicher Gemeinschaft im gleichen Glauben und in der gleichen Sehnsucht nach der Einheit der Kirche. Dem Herrn bin ich von Herzen dankbar, dass aus jener ersten Begegnung eine lebenslange Freundschaft geworden ist. Besonders erinnere ich mich in diesem Augenblick an die Stunde, als Du mir in einem Hörsaal der Regensburger Universität das Großkreuz vom Berg Athos überreicht hast – ein Vorgang, der meine Schwester innerlich zutiefst berührt hat. Dann erscheinen vor mir all die fröhlichen Begegnungen in Chambésy wie auch die festliche Stunde Deines 60. Geburtstags. Nun ist Dir inzwischen ein mühsamer Weg der Leiden auferlegt worden, wo wir doch noch so viel von Deiner Aktivität im Dienst der Einheit erwartet hatten. Was für uns unverständlich ist, kommt doch vom Herrn her, und im Vertrauen auf ihn nehmen wir diesen seinen Ratschluss an. Ich bin gewiss, dass Du gerade durch Dein Leiden der Kirche einen großen Dienst tust.»

ANMERKUNGEN

¹ Ratzinger Joseph, *Auf dem Weg zur Einheit des Glaubens* 1976, 110.

² Ignatius von Antiochien, *Röm. Prol.*; PG 5, 801.

³ Ratzinger Joseph, *Kirche, Ökumene und Politik* 1987, 204.